

dtv

In seiner Villa in Tibur schreibt der sechzigjährige Kaiser Hadrian an seinen Adoptivenkel, den späteren Herrscher Marc Aurel. Was er dem siebzehnjährigen Jüngling mitteilt, gleicht einem reflexiven Selbstgespräch, ist ein Versuch des alternden Mannes, die wechselnden Masken und Gesichter des eigenen Ich zu erkunden: Hadrian wurde als Provinzler im westlichsten Teil des Reichs, in Spanien geboren. Der Eroberungswut seines Vorgängers Trajan setzt der musische und sensible Hadrian seine Friedenspolitik entgegen, die die segensreichsten Auswirkungen auf das Reich haben sollte. Zwei große Leidenschaften prägten diesen ungewöhnlichen Herrscher: die einführende Bewunderung griechischer Kunst und die Liebe zu dem bithynischen Knaben Antinous ...

Ein Besuch der Villa Adriana bei Rom weckte in der zwanzigjährigen Marguerite Yourcenar den Plan, eine Biographie dieses Mannes zu verfassen. Als die fiktiven Erinnerungen in deutscher Sprache erschienen, schrieb Ludwig Curtius: »Man hat nur wenige Seiten ... zu lesen, um von einem doppelten Zauber umfassen zu werden: von dem Zauber der großen Persönlichkeit des Kaisers und von dem Zauber der dichterischen Einfühlung der Verfasserin nicht nur in dessen persönliche, sondern in seine ganze weite antike Welt.«

Marguerite Yourcenar, am 8. Juni 1903 in Brüssel geboren, studierte in Frankreich, England und in der Schweiz und wurde Professorin für französische Literatur in New York. 1980 wurde sie als erste Frau in die Académie française gewählt. Sie starb am 18. Dezember 1987 in Maine/USA.

Marguerite Yourcenar

Ich zähmte die Wölfin

Die Erinnerungen des Kaisers Hadrian

Aus dem Französischen
von Fritz Jaffé

Mit einem Anhang
›Notizen zur Entstehung des Buches‹

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Marguerite Yourcenar
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die schwarze Flamme (13079)
Der Fangschuß (13080)
Chenonceaux (13081)
Gedenkbilder (13082)
Lebensquellen (13083)
Liebesläufe (13084)
Eine Münze in neun Händen (13418)
Mishima oder die Vision der Leere (13293)

Ungekürzte Ausgabe
September 1961
22. Auflage Dezember 2006
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1974 Marguerite Yourcenar und Éditions Gallimard
Titel der französischen Originalausgabe:
›Mémoires d'Hadrien‹
(Erstveröffentlichung 1951 bei Librairie Plon)
© 1953 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Römisches Mosaik, 1. Jh.
(Erich Lessing/AKG, Berlin)
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-423-12476-8
ISBN-10: 3-423-12476-8

Animula, vagula, blandula
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca
Pallidula, rigida, nudula,
Nec, ut soles, dabis iocos . . .

P. Aelius Hadrianus, Imp.

Seele du, schweifende, zärtliche,
Leibes Gefährtin und Gast,
Nun führt ins düstere Reich
Fröstelnder Schatten dein Weg,
Und nie scherzest du fürder wie einst . . .

Animula vagula blandula

Mein Marcus,

ich bin heute morgen zu Hermogenes gegangen, meinem Arzt, der von einer längeren Reise in Asien wieder in die Villa zurückgekehrt ist. Da die Untersuchung in nüchternem Zustande vorgenommen werden sollte, hatte ich mich in den frühen Morgenstunden eingefunden. Nachdem ich mich des Mantels und der Tunika entledigt hatte, streckte ich mich auf ein Bett hin. Einzelheiten, die dir ebenso zuwider sein würden, wie sie es mir sind, erspare ich uns. Was hätte es für einen Zweck, dir den alternden Körper eines Mannes zu beschreiben, der sich damit abfinden muß, an der Herzwassersucht zugrunde zu gehn! So begnüge ich mich damit, dir zu sagen, daß ich gemäß den Anweisungen, die der Arzt gab, hustete, tief einatmete und den Atem anhielt. Der rasche Fortgang, den das Übel inzwischen genommen hat, machte auf Hermogenes sichtlichen Eindruck. Er schien geneigt, die Schuld daran dem jungen Jollas beizumessen, der mich in seiner Abwesenheit pflegte. Es ist wahrlich nicht leicht, vor einem Arzt die Menschenwürde zu bewahren, geschweige denn Kaiser zu bleiben. Vor seinem wissenden Blick schrumpfte ich zu einem bresthaften Häufchen zusammen, zu einem schadhaften Gefäß für Blut und trübe Säfte. Zum ersten Male enthüllte sich mir heute morgen mein Leib, dieser alte Freund und treue Gefährte, den ich soviel besser kenne als meine Seele, als ein tückisches Ungeheuer, das gegen seinen Gebieter aufbegehren will. Geduld! Ich habe ihn lieb, diesen meinen Leib. Er hat mir treu gedient auf jegliche Weise, und ferne sei es von mir, ihm die notwendige Pflege zu mißgönnen. Aber anders als Hermogenes es immer noch zu tun vorgibt, vertraue ich nicht mehr auf die Heilkräfte der Kräuter und das Mengenverhältnis der Salze, die er aus dem Orient mitgebracht hat. Der sonst

so gescheite Mann glaubt mich mit Redensarten trösten zu sollen, zu nichtssagend, als daß sie den Leichtgläubigsten täuschen könnten. Wohl weiß er, wie sehr ich diese Art von Betrug verabscheue, aber man ist schließlich nicht umsonst mehr als dreißig Jahre hindurch Arzt gewesen. So verzeihe ich denn dem ergebenen Diener seinen Versuch, mir meinen baldigen Tod zu verheimlichen. Hermogenes ist gelehrt, ja sogar weise, und weit redlicher, als Hofärzte gemeinhin zu sein pflegen. Ich werde also besser betreut werden als sonst ein Sterblicher. Aber die gesetzte Grenze überschreitet niemand. Meine geschwollenen Beine lassen mich während der langwierigen römischen Zeremonien im Stich, und ich ringe nach Luft. Ich bin ein Mann von sechzig Jahren.

Glaube mir, noch ist es nicht so weit, daß ich mich den Wahngewalten der Furcht hingebende, die ebenso töricht, dabei aber quälender sind als die, welche die Hoffnung uns vorgaukelt. Wenn ich mich schon irren soll, dann immer noch lieber im zuversichtlichen Sinne: dabei verliere ich auch nicht mehr, leide aber weniger. Der fatale Augenblick droht noch nicht unmittelbar hereinzubrechen, so nah er auch sein mag. Noch darf ich jede Nacht in der Hoffnung einschlafen, das Licht des neuen Tages zu sehen. Innerhalb der unübersehbaren Grenzen, von denen ich sprach, vermag ich das Gelände Zoll für Zoll zu verteidigen, vielleicht sogar hie und da ein wenig Boden zurückzugewinnen. Immerhin bin ich in das Alter eingetreten, in dem das Leben für den Menschen zur eingestandenem Niederlage wird. Es bedeutet nichts, wenn wir uns sagen, daß unsere Tage gezählt sind, denn so war es von je und so ist es noch heute für alles, was atmet. Je mehr aber die Krankheit fortschreitet, je mehr verringert sich die Ungewißheit über Ort, Zeit und Todesart, die uns das Ziel verbirgt, dem wir unablässig entgegengehen. Der erste beste kann im nächsten Augenblick sterben, aber der Kranke weiß genau, daß er in zehn Jahren nicht mehr leben wird. Mein Spielraum umfaßt nicht mehr Jah-

re, sondern nur noch Monate. Meine Aussichten, durch einen Dolchstoß oder durch einen Sturz vom Pferde zu enden, schwinden immer mehr; der Tod durch die Pest ist unwahrscheinlich geworden, Krebs und Aussatz können kaum noch Macht über mich gewinnen. Keine scotische Streitaxt wird mir an den Grenzen des Reiches den Schädel spalten und kein Partherpfeil die Brust durchbohren. Auch dürfte der Magier recht behalten, der mir einst prophezeit hat, daß ich nicht ertrinken würde: die Stürme haben die ihnen so oft gebotene Gelegenheit verschmäht. So werde ich an einem Erstickungsanfall sterben, hier in Tibur, vielleicht in Rom, höchstens in Neapel. Wird es der zehnte oder der hundertste Anfall sein, der mich dahinrafft? Nur darum handelt es sich noch. Wie der Reisende, der das Inselmeer durchschiffte, die Uferlinie im Abenddunst aufleuchten sieht, sehe ich allmählich den Umriß meines Todes Gestalt annehmen.

Schon gleichen manche Gebiete meines Lebens den ausgeräumten Sälen des zu großen Palastes, den der verarmte Besitzer nicht mehr ganz bewohnt. Ich jage nicht mehr. Die Rehe in den etrusischen Bergen könnten fortan in Frieden äsen, wäre ich der einzige Störenfried, der sie bedroht. Von je unterhielt ich zur Diana der Wälder die launischen und leidenschaftlichen Beziehungen, die den Mann mit einer Geliebten verbinden. Dem Jüngling bot die Jagd auf den Keiler die erste Gelegenheit, seine Umsicht und seinen Mut zu bewähren; ich gab mich ihr mit solchem Feuer hin, daß dies Übermaß mir den Tadel Trajans eingetragen hat. Beim Halali in einer hispanischen Lichtung trat mir zum ersten Male der Tod vor Augen, das Leid der Kreatur wurde mir bewußt, aber auch die unheilvolle Lust, sie leiden zu sehen. Als Erwachsener erholte ich mich auf der Jagd von all den Händeln mit Gegnern, die mir bald zu schlau und bald zu blöd, bald zu gering und bald zu stark vorkamen. Der ausgewogene Kampf zwischen der menschlichen Klugheit und der List des Wildes dünkt mich ungleich sauberer als das Ränke-

spiel der Menschen untereinander. Als ich Kaiser wurde, erprobte ich bei den toskanischen Jagden den Mut und die Geistesgegenwart meiner Würdenträger; mehr als einen hohen Staatsbeamten habe ich dabei entlassen, mehr als einen ausgesucht. Später nahm ich die großen Treibjagden in Bithynien und Kappadocien zum Vorwand für triumphale Feste, die ich in Asiens herbstlichen Wäldern veranstaltete. Aber der Gefährte meiner letzten Jagden ist jung gestorben, und seitdem hat meine Freude an dieser heftigen Zerstreung stark nachgelassen. Und dennoch genügt selbst hier in Tibur das Röhren eines Hirsches im Dickicht, um in mir den ältesten aller Triebe wachzurufen, jene Leidenschaft, kraft der ich mich ebenso als Gepard fühle wie als Kaiser. Wer weiß? Vielleicht bin ich nur deshalb mit Menschenblut so sparsam umgegangen, weil ich das der Tiere so reichlich vergießen durfte, obwohl ich sie im stillen oft den Menschen vorziehe. Wie dem auch sein mag, das Bild der wilden Tiere beschäftigt meine Seele mehr als das der Menschen, so daß ich des Abends immer an mich halten muß, um nicht meine Gäste mit endlosen Jagdgeschichten zu langweilen. Die Erinnerung an den Tag meiner Adoption durch Trajan hat gewiß ihren Reiz, aber auch der in Mauretanien zur Strecke gebrachten Löwen entsinne ich mich mit Vergnügen.

Noch schwerer fällt der Verzicht auf das Pferd. Ein Raubtier ist schließlich nur ein Gegner, ein Pferd aber ein Freund. Wenn ich mir meine Daseinsform hätte aussuchen dürfen, hätte ich die eines Kentauren gewählt. Meine Beziehungen zu Borysthenes waren von mathematischer Genauigkeit: er gehorchte mir wie seinem Gehirn und nicht wie seinem Meister. Habe ich ähnliches je bei einem Menschen erreicht? Freilich bringt eine so vollkommene Herrschaft für den Mann, der sie ausübt, auch Gefahren mit sich, doch war die Lust, beim Nehmen von Hindernissen das Unmögliche zu wagen, zu groß, um nicht eine ausgerenkte Schulter oder eine gebrochene

Rippe gern in Kauf zu nehmen. Mein Pferd ersetzte die unzähligen und doch so beiläufigen Bewertungen, die sich an Titel, Rang, Amt und Macht knüpfen, durch die Kenntnis meines rein menschlichen Gewichtes. Genau, genauer vielleicht als ich selber, kannte es den Punkt, an dem meine Kraft meinen Willen im Stich ließ. Das war Borysthenes, und seinem Nachfolger möchte ich die Last eines Kranken, dessen erschlaffte Muskeln ihm nicht mehr selbständig auf den Pferderücken verhelfen, nicht zumuten. Mein Adjutant Celer reitet das neue Tier auf der Straße nach Praeneste eben zu, und meine Erfahrung erlaubt mir, die Freude von Pferd und Reiter zu teilen. Ich verspüre mit Celer die Lust des Mannes, der sich mit verhängten Zügeln in Wind und Sonne tummelt, und wenn er vom Pferde springt, berühre ich den Boden mit ihm. Ähnlich geht es mir mit dem Schwimmen, das ich mir versagen muß, ohne doch vergessen zu können, wie dem Schwimmenden zumute ist, wenn ihn die Welle liebkost. So wenig wie ein Standbild vermag ich noch zu laufen, sei es auch eine kurze Strecke, und doch entsinne ich steinerner Caesar mich gern des tollen Dahinstürmens über Hispaniens dürre Hügel, jenes Spieles, das das Kind mit sich selbst bis zur Atemlosigkeit spielte. Wußte es doch, daß sein tadelloses Herz und seine gesunden Lungen rasch das Gleichgewicht wiedererlangen würden. Für den bescheidensten Athleten, der im Stadion den Langlauf übt, blieb mir ein Verständnis, das der Verstand allein nicht geben kann. So vermachte mir jede Fertigkeit, die mir eigen gewesen ist, den Besitz eines Wissens, das mich für einen Teil der verlorenen Freuden entschädigt. Zuweilen glaubte ich und glaube manchmal noch, daß es auf diese Weise möglich sein könnte, am Dasein aller teilzuhaben, und daß es erlaubt sei, in dieser Anteilnahme ein unveräußerliches Stück Unsterblichkeit zu erhaschen. In gewissen Augenblicken bemühte sich mein Verständnis, die Grenzen des Menschlichen zu überschreiten, es griff vom Schwimmer über auf die Woge. Das heißt dann

freilich in die Zauberwelt der Träume eintreten, denn kein genaues Wissen leitet hierbei unsere Vorstellung.

Die Völlerei gehört zu den römischen Lastern, ich aber fand Genuß im Maßhalten. Hermogenes brauchte an meiner Diät nichts zu ändern, es sei denn die Ungeduld, die mich an jedem Ort und zu jeder Zeit eine beliebige Speise hinunterschlingen ließ, nur um dem Hunger so schnell wie möglich sein Recht zu nehmen. Natürlich würde es einem reichen Manne nicht anstehn, sich seiner Enthaltbarkeit zu rühmen: soweit ihm nicht vorübergehende Zustände wie Krieg oder Reisen Entbehrungen auferlegen, kennt er sie nur als Folge freiwilliger Entsaugung. Sich bei festlichen Gelegenheiten vollzustopfen gilt als Vorrecht, Ehrgeiz und Stolz der Armen. Ich mochte den Duft gebratenen Fleisches und den Lärm der Feldküchen bei den Festen, die sich die Truppe leistete. Ihre Gelage sollten – sofern man sie Gelage nennen kann – das sein, was sie von je waren, eine herzhaft entschädigende für die Kargheit des Alltags. Auch den Geruch des Gebackenen, der während der Saturnalien über den öffentlichen Plätzen dunstete, ertrug ich leidlich.

Dagegen flößten mir die großen Staatsbankette in Rom so starken Widerwillen ein, daß ich mir bei lebensgefährlichen Unternehmungen im Krieg oft zum Trost sagte, daß ich fortan wahrscheinlich wenigstens nie wieder zu essen brauchen würde. Verkenne mich bitte nicht, ich bin kein törichter Kostverächter. Eine Handlung, die wir zwei- bis dreimal täglich vornehmen, um uns am Leben zu erhalten, ist gewiß sorgfältiger Beachtung wert. Eine Frucht essen heißt einen schönen, lebenden, fremden Gegenstand sich einverleiben, der gleich uns von der Mutter Erde genährt und zur Reife gebracht wurde. Nie habe ich in ein Kommißbrot beißen können, ohne darüber zu staunen, daß dies grobe, schwere Gemengsel sich in uns zu Blut, Wärme, vielleicht sogar Heldenmut zu wandeln imstande ist. Ach, weshalb besitzt mein Geist selbst in den glücklichsten Augenblicken die verarbeitenden und

angleichenden Fähigkeiten des Körpers nur in so unvollkommenem Maße?

Während der ausgedehnten Gelage in Rom kam es mir in den Sinn, wie verhältnismäßig frischen Ursprunges doch all dieser Aufwand bei uns eigentlich ist. Ich stellte mir vor, wie dies Volk von sparsamen Kleinbauern und rauhen Soldaten sich nach der Eroberung plötzlich über die asiatischen Kochstuben hermachte und ihre üppigen Erzeugnisse in sich hineinfräß. Unsere Römer füllten sich den Wanst mit Fettammern, gossen Ströme von Saucen hinunter und vergifteten sich mit Gewürzen. Apicius rühmt seine Speisenfolge, jene Reihe von sauren und süßen, schweren oder leichten Gängen, die den Reiz seiner Gastmähler ausmachen. Wenn doch wenigstens jeder dieser Gänge einzeln gereicht, auf nüchternen Magen genossen und von einem Feinschmecker mit gesunden Organen gewürdigt worden wäre! So aber, wie sie hier in Wirrwarr und Lärm durcheinander verabfolgt wurden, mußten sie in Mund und Magen der Gäste, die sie verzehrten, eine abscheuliche Unordnung anrichten. Bei solchem Verfahren, bei dem die einzelnen Speisen ihren Wert und ihre köstliche Eigenart einbüßen, kommen Duft und Geschmack nicht mehr zur Geltung. Früher strengte sich mein armer Lucius an, mir erlesene Gerichte zu bereiten. Seine Fasanenpastete mit ihrem fein ausgewogenen Zusatz an Schinken und Gewürzen verriet in ihrer Art so viel Künstlertum wie die Werke der Maler und Musiker. Und dennoch wäre mir das unverfälschte Fleisch des schönen Vogels lieber gewesen. Die Griechen verstanden sich noch ungleich besser auf dergleichen! Ihr geharzter Wein, ihr mit Sesam versetztes Brot, ihre am Strande auf schlichtem Rost schwarz gebratenen Fische, in denen beim Kauen hier und da ein Sandkorn knirschte, stillten so wundervoll den Hunger, ohne die einfachste unserer Freuden unnötig zu erschweren. Ich habe in den Kneipen des Phaleron und auf Ägina so frische Speisen genossen, daß sie mir, ungeachtet der schmutzigen Finger

des Kellners, göttlich rein vorkamen, so bescheiden und doch so ausreichend, daß sie in der denkbar gedrängtesten Form ein Lebenselixier spendeten. Auch das am Abend nach der Jagd abgekochte Fleisch hat gleichsam etwas Geweihtes an sich. Es führte den Geist zurück in die Vorzeit, zum wilden Ursprung der Völker. Der Wein weiht ein in die vulkanischen Geheimnisse des Bodens und in seine unsichtbaren mineralischen Schätze. Ein Becher Samos, in der Mittagsglut unter der Sonne getrunken oder auch an einem Winterabend in einem Zustand der Erschlaffung, der es uns erlaubt, im Zwerchfell alsbald die Wärme zu verspüren und ihr Rinnen durch die Adern, dies Gefühl grenzt an das Überirdische, es ist fast zu groß für einen Sterblichen. Ich empfinde es nicht so stark, wenn ich einen der mit Zahlen bezeichneten Keller Roms verlasse, wo mir zudem die Wichtigtuerei der großen Weinkenner auf die Nerven geht. Das noch heiligere Wasser, das wir an der Quelle schöpfen, durchrieselt uns mit dem verborgenen Salz der Erde und mit dem Regen des Himmels. Sogar das Wasser ist ein Labsal, das sich ein Kranker wie ich nur noch mit Maßen gönnen darf. Und dennoch will ich seine farblose Frische noch in der Todesstunde auf den Lippen fühlen, sei es auch untermischt mit den letzten bitteren Tränken des Arztes.

Auf der Philosophenschule, wo es Brauch ist, jede Art der Lebensführung einmal kennenzulernen, habe ich mich kurze Zeit des Fleischgenusses enthalten. Später sah ich in Asien, wie indische Gymnosophen unter dem Zelt des Chosroes sich abwandten, wenn die dampfenden Lamnbraten und zerlegten Gazellen gereicht wurden. Aber dieser Verzicht, der deiner jugendlichen Sittensstrengung zusagen mag, erheischt noch mehr Umstände als die wahllose Prasserei. Er würde uns, die wir durch unsere Stellung zur Geselligkeit verpflichtet sind, zu sehr von den Menschen trennen. Lieber verspeise ich mein ganzes Leben hindurch Mastgänse und Perlhühner, als daß ich mir bei jeder Mahlzeit ein betontes Asketentum nachsa-

gen lasse. Es kostet mich schon einige Mühe, meine Gäste mit Hilfe von getrockneten Früchten oder eines langsam geleerten Bechers darüber hinwegzutäuschen, daß die von meinem Küchenmeister bereiteten Gerichte mehr ihnen zugedacht waren als mir selber oder daß meine Begierde danach vor der ihrigen zu erlöschen pflegte. Ein Herrscher genießt in diesen Dingen nicht dieselbe Bewegungsfreiheit wie ein Philosoph. Er darf nicht in allzuvielen Punkten vom gemeinen Brauch abweichen, und die Götter wissen, daß ich vielfach davon abwich, so sehr ich mir auch einbildete, daß es nicht jedem und nicht zu sehr auffiel.

Die Bedenken der Gymnosophen, ihr Schauer vor blutigem Fleisch hätten auf mich mehr Eindruck gemacht, wenn ich mich nicht hätte fragen müssen, worin sich der Schmerz des gemähten Halmes von dem des geschlachteten Schafes schließlich unterscheide. Unser Mitgefühl mit dem getöteten Tier beruht doch vornehmlich darauf, daß das Schmerzempfinden bei Mensch und Tier von der gleichen bekannten Art ist. Doch habe ich mich zu gewissen Zeiten, anläßlich der vorgeschriebenen Fasten zum Beispiel, mit den Vorteilen vertraut gemacht, die die verschiedenen Formen der Enthaltbarkeit bieten, und auch mit ihren Gefahren. Ich kenne jenen Zustand selbstverhängter Erschöpfung, bei dem das Bewußtsein sich verflüchtigt und der eines Teiles seiner Last ledig gewordene Leib fähig wird, in einen Bereich einzugehen, für den er nicht geschaffen ist, in eine Entrückung, die die kühle Schwerelosigkeit des Todes vorwegnimmt. Diese Übungen gestatteten mir bisweilen, mit dem Gedanken der fortschreitenden Selbstertötung zu spielen, mit dem Tod durch Entkräftung, den so manche Philosophen sich erkoren haben, jener Ausschweifung in umgekehrter Richtung, die bis zur Aufhebung des leiblichen Daseins getrieben wird. Doch widerstrebte es mir stets, mich einer Lehre völlig zu verschreiben, und ich hätte mich nie davon abbringen lassen, wegen irgendwelcher Skrupel

mich an Schlachtfleisch zu sättigen, wenn mich die Lust dazu angewandelt hätte oder wenn andere Nahrung schwer zu beschaffen gewesen wäre.

Zyniker und Moralisten sind sich darüber einig, daß sie die Wonnen der Liebe unter die groben Vergnügungen einreihen, etwa zwischen den Freuden des Bechers und denen der Tafel, wobei sie die Liebe obendrein für weniger unentbehrlich halten, da man auch ohne sie auskommen könne. Bei einem Moralisten bin ich auf alles gefaßt, daß aber der Zyniker so irren kann, wundert mich. Vielleicht fürchten beide den Dämon in ihrer Brust, vielleicht suchen sie ihm zu widerstehen, vielleicht aber geben sie sich ihm auch hemmungslos hin und suchen zugleich den Rang der Liebe herabzusetzen, um ihr dadurch die furchtbare Gewalt zu nehmen, der sie zu erliegen drohen, und sie ihres Geheimnisses zu entkleiden, in dessen Irrgarten sie sich nicht zurechtfinden. Ich für meine Person werde an die Gleichsetzung der Liebe mit den rein körperlichen Freuden (sofern es solche überhaupt gibt) erst dann glauben, wenn ich einen Freßsack vor seinem Lieblingsgericht so vor Verzückung schluchzen höre wie einen Liebenden, der sich über einen jungen Nacken neigt. Von allen unseren Spielen ist die Liebe das einzige, das die Seele in ihrem Gleichmaß erschüttert, das einzige auch, bei dem der Spieler sich der Lust des Leibes blind überläßt. Der Trinker braucht nicht unbedingt seinen Verstand auszuschalten, aber der Verliebte, der den seinigigen bewahrt, leistet seinem Gott nicht bis zum Ziel Gefolgschaft. Überall sonst sind Mäßigung und Ausschweifung Sachen dessen, der sie übt: vom Sonderfall des Diogenes abgesehen, den seine Selbstbescheidung zu Notbehelfen greifen läßt, gesellt im Bereich der Sinnenslust jeder Schritt, den wir tun, uns dem Partner und zwingt uns unter das Joch der Wahl. Ich weiß kein anderes Gebiet, auf dem der Mensch sich aus so schlichten und zugleich so triftigen Gründen entschließt, wo der gewählte Gegenstand so unerbittlich genau nach der

Summe der Wonnen gewogen wird, die er spendet, und wo der Wahrheitssucher so sichere Aussicht hat, die menschliche Natur in ihrer Nacktheit bloßzulegen. Wenn ich mir all das vor Augen halte, diese Hüllenlosigkeit, die mit der des Todes wetteifert, diese Demut, die soviel tiefer ist als die des geschlagenen Feindes oder selbst des Betenden, staune ich jedesmal, wie das kunstvolle Gebäude der Weigerungen und Zusagen, der armseligen Zugeständnisse und kurzbeinigen Lügen immer aufs neue zu erstehen vermag. Der leidenschaftliche, ständig erneuerte Vergleich zwischen meiner Lust und der des Partners knüpft schier unzerreißbare Bande – und doch lösen sie sich so leicht. Mir schien dies hintergründige Spiel, das von der Liebe zum Leib zur Liebe zum Menschen fortschreitet, fesselnd genug, um ihm einen Teil meines Lebens zu widmen. Die Worte trügen, das Wort Liebeslust enthält Einheiten von sehr verschiedener Bedeutung. Es umfaßt Sanftheit und Lauheit wie auch jähe Gewalt, ja sogar den schrillen Todesschrei. Die unanständige Bemerkung des Posidonius vom Aneinanderreiben zweier Fleischteilchen, die ich dich mit kindlichem Eifer in deine Schultafel ritzen sah, wird dem Wesen der Liebe ebensowenig gerecht, wie die mit dem Finger gezupfte Saite das unendliche Wunder der Töne ausschöpft. Posidonius beleidigt damit nicht sowohl die Wollust als eben das Fleisch, jenes Werkzeug aus Blut, Muskel und Haut, eine rote Wolke, deren Geist der zuckende Blitz ist.

Ich muß gestehen, daß der Verstand dem Wunder der Liebe gegenüber versagt. Das Fleisch, das uns am eigenen Leibe so wenig kümmert, daß wir es nur des Waschens, der Ernährung, des möglichen Schutzes vor Schmerzen für wert halten, flößt uns ein leidenschaftliches Bedürfnis nach Zärtlichkeit ein, nur weil es von einem anderen Ich beseelt ist und gewisse Züge aufweist, über deren Schönheit die Ansichten der zuständigsten Kenner oft auseinandergehen. Hier bleibt die menschliche Logik im Hintertreffen, wie auch gegenüber der Offenbarung der Myste-

rien. Die volkstümliche Überlieferung ist auf der richtigen Spur, wenn sie die Liebe als eine Art von Einweihung ansieht, als einen Grenzfall zwischen Rätsel und Heiligtum. Auch darin ähnelt die Erfahrung der Sinnlichkeit dem Mysterienkult, daß dem Nichteingeweihten die erste Ausübung mehr oder weniger wie ein erschreckender Ritus erscheint. So sehr und auf so anstößige Weise unterscheidet sie sich vom vertrauten Tun des Schlafens, Essens und Trinkens, daß sie leicht zum Gegenstand des Scherzes, der Scham oder der Furcht werden kann. Wie der Tanz der Mänaden oder der Rausch der Korybanten reißt uns die Liebe fort in eine andere Welt, zu der wir sonst keinen Zutritt haben und in der wir ratlos stehn, sobald die Glut erlosch. Die Erkenntnisse über das Leben, die mir sich mitteilten, als ich wie ein Gekreuzigter ans Kreuz an den geliebten Leib geheftet war, beginnen in der Erinnerung zu verblassen. Ich vergesse sie kraft des Gesetzes, das dem Genesenen die geheimnisvollen Offenbarungen seiner Krankheit wieder verhüllt, das den entlassenen Sträfling seine Marter und den ernüchterten Triumphator seinen Ruhm vergessen läßt.

Einst träumte ich davon, ein System der Erkenntnis durch die Liebe zu entwerfen, eine Lehre von der gegenseitigen Berührung, die die Würde des Partners in dem Einblick suchen sollte, die er dem Ich in eine andere Welt gewährt. Diese Philosophie würde die Wollust als vollendete und gleichzeitig sehr besondere Form der Annäherung an den anderen verstehen, als ein Mittel mehr, um zur Kenntnis dessen zu gelangen, was über uns selbst hinausgreift. Schon bei völlig unsinnlichen Begegnungen ist es doch die körperliche Berührung, die ein Gefühl auslöst oder auch verstärkt: die etwas widrige Hand der Alten, die eine Bittschrift überreicht, die feuchte Stirn meines Vaters auf dem Totenbett, die Wunde des Soldaten, die ich auswasche. Auch die geistigen Beziehungen zwischen den Menschen werden durch körperliche Botschaften übermittelt: der plötzlich aufleuchtende Blick

des Militärtribunen, dem man am Morgen vor der Schlacht die Lage erklärt, der unpersönliche Gruß des Untergebenen, der in Habacht stehenbleibt, wenn wir vorübergehn, das erfreute Lächeln des Sklaven, dem ich für eine Dienstleistung danke oder, angesichts der geschenkten griechischen Kamee, das abschätzende Mienspiel des alten Freundes. Im Verhältnis zu den meisten Geschöpfen genügen die oberflächlichsten Beziehungen, wenn sie uns nicht schon zuviel werden. Es ist unbestreitbar, so erstaunlich es sein mag, daß diese Beziehungen sich einer einzigen Person gegenüber verdichten und so vervielfältigen, daß sie dies Wesen ganz umspinnen und jeden Teil seines Leibes für uns die sprechende Bedeutung gewinnen lassen, die ein Antlitz ausstrahlt. Anstatt uns höchstens zu erzürnen, zu gefallen oder zu langweilen, klingt ein Geschöpf in uns wie eine Melodie, die wir nicht loswerden, wird zum Rätsel, das uns unablässig beschäftigt, dringt von den Außenbezirken unserer Welt vor bis in den Kern, wird uns schließlich unentbehrlicher als wir selbst. Ich aber stehe nicht an, darin weit mehr eine Durchdringung des Fleisches durch den Geist als eine Laune des Fleisches zu sehn.

Eine solche Auffassung von der Liebe könnte sehr wohl zur Laufbahn des Verführers verlocken. Wenn ich sie ausschlug, so deshalb, weil ich glaubte, anderes, Besseres zu tun zu haben. Wem die Begabung fehlt, dem macht die Rolle des Verführers viel Mühe und Kopfzerbrechen. Die Fähigkeit zum Schlagen von Brücken, die unnütz werden, sobald das Ufer erreicht ist, all diese sich ewig gleichbleibenden Kunstgriffe ermüdeten mich. Die Kunst des großen Verführers, der ständig den Gegenstand wechselt, erheischt eine Unbekümmertheit, die ich nicht besitze. Ich bin öfter verlassen worden, als daß ich verließ, und habe niemals verstanden, wie man eines geliebten Wesens überdrüssig werden kann. Wie wenig läßt sich doch unser Verlangen, eine Liebe zu begreifen, sie in ihrem Werden und selbst in ihrem Welken zu beobach-

ten, mit einer Häufung derartiger Vorgänge in Einklang bringen! Ich glaubte einst, daß ein gewisser Schönheits-sinn mir die Tugend ersetzen und mich gegen allzu grobe Anfechtungen feien könnte. Aber das war ein Irrtum. Der Schönheitssucher sieht sein goldenes Äderchen überall, selbst im unedelsten Gestein. Je mehr er sich mit zweifelhaften, angeschnitzten oder beschädigten Kunstwerken einläßt, je mehr wird seine Sammelwut sich mit gemeiner Töpferware abfinden müssen. Eine hohe Stellung bedeutet für einen Mann von Geschmack ein noch größeres Hindernis, denn der Mächtige ist der Schmeichelei ausgesetzt. Und der Gedanke, daß ein Wesen, so gering es sein mag, sich mir gegenüber verstellen könnte, erfüllt mich mit Verachtung, ja mit Abscheu. Unter diesen Unzuträglichkeiten, die mein Rang mit sich brachte, litt ich, wie nur ein Bettler unter seiner Armut. Fast hätte ich mich dazu verstanden, mir einzureden, daß, wer Liebe zu erzwingen vermag, sie auch einflößt. Aber das wäre der erste Schritt zum Selbstbetrug und zur Selbstverachtung.

So abgestandene Verführungskünste könnten zur offenen Bejahung der Ausschweifung reizen, wenn nicht auch hier die Lüge lauerte. Ich würde kaum anstehen, der berufsmäßigen Liebe den Rang einer Kunst einzuräumen, doch sind mir schon die Barbieri und Masseuré ärgerlich – es gibt nichts Grobschlächtigeres als diese unsere Helfershelfer. Das verständnisinnige Augenzwinkern des Gastwirtes, der mir seinen besten Wein bringt, den er also anderen vorenthält, reichte, als ich jung war, aus, um mir das römische Lebemannsdasein zu verleiden. Ich vertrage es nicht, daß eine Kreatur meinen Wünschen vorausseilt und mir das, was sie für meine Wahl hält, mit plumpem Dienstfeifer aufdrängt. Das törichte und verzerrte Spiegelbild meiner selbst, das ein menschliches Hirn in solchen Augenblicken darbietet, ist nur allzusehr angetan, jeden noch so traurigen Verzicht zu rechtfertigen. Wenn die Legende nichts an den Tollheiten eines